

Zeitschrift: Frauezeitig : FRAZ
Herausgeber: Frauenbefreiungsbewegung Zürich
Band: - (1991-1992)
Heft: 40

Artikel: Moralisch die bessere Hälfte
Autor: Litschgi, Annemarie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1054152>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

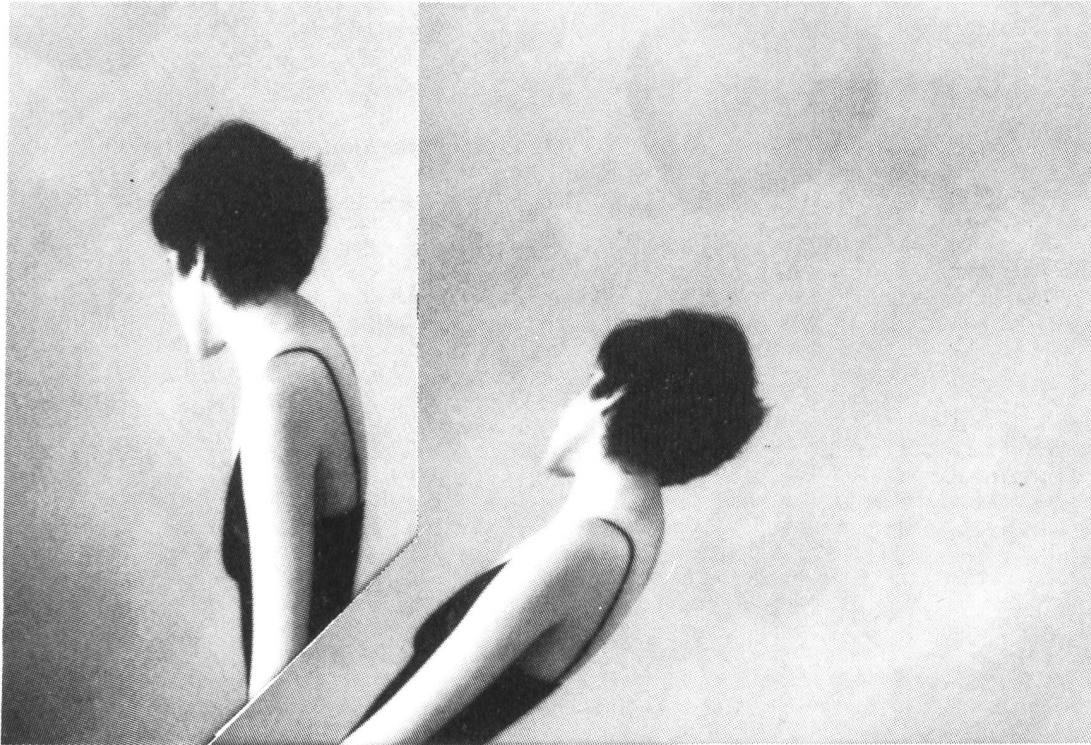
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Moralisch die bessere Hälfte



Warum ist weibliche Sexualität in der Öffentlichkeit, auch innerhalb der Frauenbewegung, kein Thema mehr? Ist es die zunehmende Gewalttätigkeit, die einer öffentlichen Diskussion um eine eigenständige weibliche Sexualität keinen Raum mehr lässt, oder verharren die Frauen in der passiven Opferrolle und werden damit zu Komplizinnen ihrer eigenen Unterdrückung?

In den 70er Jahren diskutierten die Frauen öffentlich über ihre Sexualität. Sie gründeten Selbsthilfegruppen, um ihren Körper und ihre Lust gemeinsam zu erkunden. Wo steht diese Diskussion zu Beginn der 90er Jahre? Sie scheint sich unbemerkt davongeschlichen zu haben. Warum das? Ist das Interesse daran erloschen, weil schon alles gesagt wurde, was es darüber zu sagen gibt? Oder hat sich die Diskussion nur verschoben? Findet sie unter einem anderen Namen statt?

Meine These ist, dass an ihre Stelle Diskussionen über Vergewaltigung, Pornographie und Inzest getreten sind. Was hat

dies zu bedeuten? Warum ist anstelle des Interesses an weiblicher Sexualität eine Diskussion entstanden, in der die Frau nur als Opfer sexueller Gewalt in einem patriarchalen Machtssystem thematisiert wird?

Diese Verschiebung innerhalb der weiblichen Sexualitätsdebatte ist höchst interessant und verlangt nach einer näheren Betrachtung. Ich möchte dazu aus psychoanalytischer und soziokultureller Perspektive Stellung nehmen.

Aufbruch zu neuen Ufern?

Der Anspruch, die eigene Sexualität kennenzulernen, zu be-

nennen, von der in der Sprache vorherrschenden männlichen Sexualität abzugrenzen und als eine von der männlichen unterschiedene Sexualität an die Öffentlichkeit zu tragen, hatte in den 70er Jahren etwas mit dem Aufbruch zu neuen Ufern zu tun. Warum sind Lust und Neugier verschwunden, und warum sind an deren Stelle Angst vor und Wut über männliche Macht und Gewalt getreten? Fühlen wir uns zwanzig Jahre danach nur noch als Objekte von Sexualität und Opfer von Gewalt – obwohl wir doch öffentlich auf diese Zusammenhänge aufmerksam gemacht haben?

Zwei mögliche Erklärungsmomente seien hier genannt, die im folgenden näher ausgeführt werden: Einerseits ist die Gesellschaft in den letzten zwanzig Jahren gewalttätiger geworden und die Thematisierung von Vergewaltigung, Pornographie und Inzest sind notwendige Reaktionen auf eine zunehmende Enthemmung aggressiver Impulse. Andererseits konnten wir Frauen uns nie wirklich von den «Vorteilen» der Opferrolle trennen.

Zunehmende Gewalttätigkeit

Wir können davon ausgehen, dass Frauen und Männer mit den gleichen Potentialen an sexuellen und aggressiven Energien ausgestattet sind. Als Selbstbehauptungstendenz ist Aggression ein primärer Triebimpuls. Dieser zunächst formlose Selbsterhaltungstrieb wird als Aggressivität gesellschaftlich produziert, in bestimmte Bahnen gelenkt und ist je nach Gesellschaftsform verschieden ausgeprägt in Art und Stärke.

Unsere Gesellschaft, die sich auf der Basis der industriellen und technologischen Revolution in ungeahnter Weise entwickelt hat, bringt ein beängstigendes Mass an struktureller Gewalt hervor. Frauen und Männer sind diesen Mächten, die den Gesetzen der Mehrwertbildung folgen und die Zerstörung von natürlichen Ressourcen zur Folge haben, ausgeliefert. Die Einzelne ist ohnmächtig dieser blinden Erfolgsmaschinerie gegenüber.

Viele beklagen heute den Mangel an Tabus und Verboten, die Enthemmung von Triebimpulsen und eine beängstigende soziale Verantwortungslosigkeit – kurz – eine zunehmende «Narzissisierung» unserer Gesellschaft. Wo anfangs des 20. Jahrhunderts die Prüderie Blüten trieb, ist heute eine starke Aggressivierung der Sexualität festzustellen.

Das Bild der Frau als Fetisch

Mit dem Auftauchen von neuen Massenkommunikationsmitteln hat nochmals ein Sprung stattgefunden. Insbesondere die Bildmedien haben einer Entwicklung der Entkörperlichung und Beherrschung der Sexualität und Aggressivierung des Sexuellen Vorschub geleistet. Das Bild übt Gewalt aus: Es distanziert und objektiviert – der kalte Blick hat sich der Sexualität zugewendet.

Es ist nicht von ungefähr, dass sich seit etwa 25 Jahren Künstlerinnen kritisch mit der strukturellen Gewalt auseinandersetzen, die durch die Macht der Kommunikationssysteme auf Frauen ausgeübt wird. Sie konstatierten einen Wechselbezug von Bild und Gewalt. Wenn wir uns die Werbung, Filme und Videos vergegenwärtigen, erhält die Frau in erster Linie einen Status als Objekt. Die Frau wird in unserer Gesellschaft als mangelhaft definiert. Jacqueline Rose («Woman as Symptom», 1979) konnte anhand von Filmen nachweisen, dass immer dann, wenn das Darstellungssystem mit seiner eigenen Unvollkommenheit konfrontiert ist und das System dieses Moment des Mangels zu überdecken sucht, das Bild der Frau an dieser Stelle auftaucht – die weibliche Bildstatue als Fetisch oder Symptom des Mannes, das seinen Mangel zu überdecken hat.

Dieses Ergebnis stimmt mit psychoanalytischen Forschungen zur weiblichen Sexualität (Lacan) überein, die besagen, dass der Mangel für das menschliche Leben grundlegend sei, dass er allerdings in unserer Kultur einseitig an die Frau delegiert werde und sie sich mit ihm identifiziere. Daher ist auch die psychoanalytische Theoriebildung zum Geschlechterverhältnis – wenn sie vom «Penisneid» (Freud) oder von der Frau, die nicht alles ist (Lacan), spricht – die Benennung des real anzutreffenden Geschlechterverhältnisses in unserer Kultur.

Moralisch die bessere Hälfte

Gleichzeitig sind wir – uns selbst meist verborgen – Mittäterinnen dieses schiefen Verhältnisses. Wir sind Meisterinnen darin, uns innerhalb gegebener Machtverhältnisse ein kleines Stück Freiheit auszumachen und uns damit zu arrangieren. Die Opferrolle hat für uns Tradition. Wir fühlen uns vertraut darin. Wir haben uns an die Vorteile dieser Rolle gewöhnt. Wir stehen moralisch als die bessere Hälfte da, können

das Böse nach aussen verlegen – in die Männer, die patriarchale Gesellschaft. Wir müssen uns mit einer unangenehmen Seite von uns selber nicht auseinandersetzen – unserer Komplizenschaft, unseren Widersprüchen, unserer Aggressivität, der Gewalt in uns selbst. Wenigstens ist der moralische Triumph auf unserer Seite. Das ist nicht nichts. Dabei können wir die Schuld nach aussen verlegen.

Wir sprechen heute öffentlich über Vergewaltigung, Pornographie und Inzest, weil wir sonst von unserer Angst, aber auch unserer Wut, gelähmt und erstickt würden. Wir werden uns so unseres eigenen Wutpotentials erst richtig gewahr.

Trotzdem sind wir noch immer die Opfer, die einfach zurückschlagen, ohne dabei eine aktive Position einzunehmen. Wir können die Gewalt weiterhin an den «bösen», «schuldigen» Teil delegieren. Sind wir nicht immer noch viel zu stark negativ identifiziert mit den gewalttätigen Männern? Genau hier würde aber der Ansatzpunkt zur Emanzipation der Geschlechterverhältnisse liegen: nämlich nicht unsererseits in das zweiseitige Schema von Macht und Ohnmacht, gut und böse zu verfallen.

Weibliche Macht und Gewalt

Meiner Meinung nach geht es bei unserem widersprüchlichen Verhältnis zum Opferstatus wesentlich um die Frage der weiblichen Sexualität in ihrer Beziehung zu Macht und Gewalt. Hier liegt vieles für uns Frauen noch im Dunkeln, ist noch nicht durchdacht, sondern emotionalisiert.

Was haben wir für Idealbilder, und wie sieht die Realität aus? Vielleicht wollen wir vieles nicht hinterfragen, weil sonst unsere grandiosen Selbstbilder arg in Bedrängnis kämen. Es erfordert Mut, sie in Frage zu stellen. An diesem Punkt merken wir, dass wir etwas zu verlieren haben.

Und wo ist übrigens unser Geniessen? Beim Reden darüber? Möglicherweise hat sich das Interesse der Frauen an der weiblichen Sexualität indirekt auf die andere starke Triebkomponente – die aggressive Selbstbehauptung – gerichtet. Sind doch Sexualität und Aggression die beiden hauptsächlich gesonderten Triebkomponenten, die sich mehr oder weniger vermischen können.

Es ist sicher nicht zufällig, dass wir Frauen die Diskussion um unsere Sexualität positiv führten, diejenige um Aggression aber negativ und indirekt.

Es zeigt, dass wir mit der Integration unserer Aggressivität erst am Anfang stehen. Ohne uns dessen gewahr zu werden, können wir zum Spielball unserer eigenen Aggressionen werden. Oder aber wir können lernen, mit ihnen umzugehen. Entweder werden wir von Hass und Wut beherrscht, oder wir spüren durch Abgrenzung und Streiten die Macht unserer Aggressionen und nehmen sie mehr zu uns selbst.

Das Geniessen des anderen

Eine psychoanalytische Rede besagt, dass das Geniessen das Geniessen des anderen sei. Das heisst, dass beispielsweise körperliches Geniessen – obwohl letztlich nur allein empfindbar – nie eine autarke Sache sein kann, sondern immer eingebunden ist in die Spielregeln der Geschlechterverhältnisse einer Gesellschaft, die wir alle unbewusst mitunterhalten. Mit anderen Worten: Es braucht die eine Seite, um der andern überhaupt Kontur zu verleihen.

Zusammenfassend meine ich, dass die Diskussion um Vergewaltigung, Inzest und Pornographie für uns Frauen wichtig und notwendig ist, weil es auch eine indirekte Diskussion über unsere weibliche Sexualität im Verhältnis zu Gewalt und Macht ist. In diesem Verhältnis ist uns unwohl. Es gilt, unser Verhältnis zu Sexualität und Gewalt zu thematisieren, was uns neben dem Verlust unserer Unschuld vielleicht wieder zu spannenden Diskussionen über Vorstellungen und Wünsche um unsere Geschlechtlichkeit führen kann – im Bewusstsein, dass unser Geniessen immer in das Geniessen des anderen eingebunden ist.

Annemarie Litschgi

Anmerkung der Redaktion

Die Autorin versteht «den anderen» im Sinne einer Alterität, die geschlechtsneutral ist und deshalb auch für lesbische Beziehungen Gültigkeit hat. Wir möchten aber darauf hinweisen, dass im vorliegenden Artikel «das Geniessen des anderen» eindeutig in einem heterosexuellen Kontext verstanden wird, der zwar als kulturelle Norm für alle von Bedeutung ist. Was aber das Erleben betrifft, so wird z.B. lesbische Sexualität nicht wirklich mitgedacht, und deshalb ist dieses psychoanalytische Konzept heterosexistisch.